



# Alte Zeiten, neue Zeiten – Ein Bericht, verbunden mit einigen Gedanken über neugierige Identitätssuche

U. Eisel

vormals: Kulturgeschichte der Natur, Fachbereich 14 Landschaftsentwicklung, Technische Universität Berlin, Berlin, Germany

*Correspondence to:* U. Eisel (mail@ueisel.de)

## 1 Einleitung

Im Anschreiben an die Autoren eines Beitrages zu diesem Diskussionsforum kolportiert Benedikt Korf eine Definition des Begriffs Mythos, die auf Hans Blumenberg zurückgeht. Dieser nennt ihn eine Weltdeutung des imaginären Denkens. Daran will ich mich halten.

Imaginationen erschaffen eine Welt. Mythen gehören kulturgeschichtlich in eine Zeit, in welcher der „Logos“, d.h. die nach Regeln der zweiwertigen Logik wohlgeordnete, lineare Rede, noch nicht die Herrschaft über das Denken erlangt hatte. Zu dieser Differenz gehört, dass sich das Bewusstsein von Subjektivität noch nicht von der Erfahrung des Objektiven gelöst hatte. Es gab noch keine reinen Sachverhalte, und in den Urteilen konnte noch nicht klar zwischen wahr und falsch unterschieden werden; eine solche Unterscheidung war gar kein Beurteilungskriterium.

Imaginationen sind aus der Perspektive des Logos solche undeutlichen Urteile. Sie spiegeln die Sachverhalte unter dem Primat kulturell verankerter subjektiver Projektionsarbeit; die Verankerung bestand in dem herrschenden Mythos. Der Mythos war der Ort objektiver Geltung. In die moderne Bedeutung des Begriffes der Imagination fließt nicht unwesentlich die Idee des Wunsches ein. Imaginationen sind Wunschproduktionen – nunmehr ohne objektive Geltung.

Gleichwohl wissen wir gut, dass solche Wunschproduktionen nie nur reine Fantasien sind – wie sollten sie es sein: Alles Denken hat einen Gegenstand, auf den es sich bezieht. Dieser Gegenstand fordert ein – gewissermaßen dann doch sachliches – Recht ein. Das logische Denken sortiert; ein Auto ist keine Kuh. So trennt dieses Denken auch den sachlichen Gehalt von den Wünschen.

Den sachlichen Gehalt des Mythos „Kiel 69“ (im folgenden einfach Kiel genannt) können die am besten beurteilen, die dabei waren. Aber wobei? Wir müssen zunächst klären, aus welchen Ereignissen dieser Topos sich zusammensetzt.

Denn in die Definition des Ereignisses könnte die Wunschproduktion schon eingeflossen sein.

## 2 Ereignisse und Erinnerungen

Das Ereignis Kiel begann mit solchen Texten wie „Theoretical Geography“ von William Bunge und dem Tod von Benno Ohnesorg, dem Vietnamkrieg usw. Das waren die großen Ereignisse. Die kleinen Ereignisse in den Universitäten – und hier schildere ich im Folgenden nur noch das Fach Geographie – waren Studienreformbemühungen von Studenten, einigermaßen gebündelt und koordiniert in „Fachschaften“. Diese Bemühungen bezogen sich auf das große geographische Hintergrundereignis „Landschafts- und Länderkunde“.

Die Gruppe „Berliner Geographenkreis“ an der FU Berlin hatte ihre Studienreformaktivitäten durch die Gründung der Zeitschrift „Geografiker“ schriftlich fixiert, auch, um diese Arbeit für andere Fachschaften der Geographie erreichbar zu machen. Das „...grafiker“ im Titel resultierte daraus, dass die anfänglichen Bemühungen mit einer Verbesserung des geographischen Nebenfachs *Kartographie* befasst waren – die Namen der Fächer wurden irgendwie verbunden und revolutionär wurde „ph“ zu „f“.

Aber unter dem Eindruck der allgemeinen Studentenbewegung (damals noch die „antiautoritäre“ Phase) weiteten sich die Reformbemühungen schnell auf das ganze Fach aus. Die Situation in der Geographie wurde als Misere empfunden: (1) Es gab eine prekäre, völlig unaufgearbeitete politische Geschichte des Faches. (2) Die Landschafts- und Länderkunde konnte weder etwas zu einem politisch aufgeklärten Schulunterricht einerseits, noch etwas zu einer erfolgversprechenden Berufsperspektive in der Raum- und Regionalplanung andererseits beitragen. Das Fach war – unter fortschrittlichen Gesichtspunkten – irrelevant und wurde von einem angesichts der Kriterien moderner Wissenschaft völlig

inkompetenten, festgefügtten Block von Professoren und Assistenten beherrscht. In diesen Punkten waren sich die fortschrittsoffenen, karrierebewussten, liberalen Studenten und die antiautoritären linken Studenten einig. Die einen kämpften für eine „moderne“, die anderen für eine „kritische“ Geographie; das waren Schwerpunkte, keine definitiven Alternativen. Einige ganz wenige Assistenten und akademische Räte teilten die kritische Einschätzung der Studenten.

International hatte sich das Bewusstsein einer „quantitativen Revolution“ in der Geographie durchgesetzt. Mit Kuhn war die Vorstellung von Paradigmen und Paradigmenwechseln ins Spiel gekommen. In der deutschsprachigen Geographie schlug das Buch „Models in Geography“ von Chorley and Haggett wie eine Bombe ein. Die linken Geographiestudenten waren jedoch skeptisch. Ausgehend vom „Positivismusstreit“ in der Soziologie war diese Art der geographischen Revolution Teil des entfremdeten Denkens einer „instrumentellen Vernunft“ und lief auf „Sozialtechnologie“ hinaus. Aber auf der Ebene der Fachschaftsaktivitäten verständigte man sich auf die Formel „gesellschaftsrelevante kritische Theorie“ und meinte damit völlig Verschiedenes; das war auch jedem klar.<sup>1</sup> Aber beide „Fraktionen“ wollten einen Paradigmenwechsel.

Auf der Gegenseite stand dieses seit Jahrzehnten erstarrte Fach mit seiner „Einheit der Geographie“ in der Landschafts- und Länderkunde. Es gab Professoren, die lehrten, die Länderkunde sei die „Königin der Wissenschaften“, weil sie alles nur erdenkliche Wissen integriere. Diese Professorenschaft war vollkommen unfähig zu verstehen, nach welchen Standards sie da plötzlich bemessen wurde und reagierte wie ein verstocktes Kind. Aber sie hatte die Macht an den Universitäten – mit Ausstrahlungskraft in die Schulen hinein. Reformbemühungen prallten an ihnen ab. Die politische Seite des studentischen Protests bot eine billige Handhabe, die Forderungen beider Fraktionen der Studienreformer als linken Angriff auf ein ehrwürdiges Gebäude abendländischen Denkens zu brandmarken. Diese politische Aversion erhielt Bestätigung dadurch, dass von der aktiven Studentenschaft die politische Vergangenheit des Faches im Nationalsozialismus einschließlich einiger seiner noch aktiven Vertreter angesprochen wurde; die überklebten Buchzeilen und die sekretierten Bücher in der Bibliothek wurden nicht mehr hingenommen.

Zur Illustration des politischen Klimas und des Machtgefälles zwischen „Etablierten“ und „Revolutionären“: In die-

<sup>1</sup>Es ist geboten, auf die Funktion von Bartels und Hard in diesem Geschehen zu diesem Zeitpunkt einzugehen. Diese beiden Wissenschaftler haben völlig unabhängig von den Studenten und diese völlig unabhängig von Bartels und Hard gearbeitet und ihre Aktivitäten entfaltet. Übereinstimmungen in den Stoßrichtungen und spätere Kontakte, die Hard 1973 in seiner Hommage an die Herausgeber des Geografiker sehr zutreffend als „Widerspruchsbindung“ apostrophiert hat, boten dann den Landschafts- und Länderkundlern die Möglichkeit, in ihrem begrenzten Auffassungsvermögen diesen beiden Professoren irgendwelche Rädelsführerschaften anzudichten.

ser Zeit verschickte der Senat von Berlin an alle Hausbesitzer Rundschreiben, in denen sie vor Wohngemeinschaften gewarnt wurden; Wohngemeinschaften wurden politisch bekämpft. Und Taxifahrer verweigerten jungen Männern mit langen Haaren den Transport. So auch die Landschafts- und Länderkunde: Sie bekämpfte ihre kritischen Studenten jeder Art und verweigerte ihnen das Gehör. Am Geographentag in Kiel nahmen die Studenten im Zentrum der etablierten Geographiewelt den Kampf auf und verschafften sich das Gehör.

Dieser wissenschaftspolitische Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen ohne den – eher diffusen anonymen – Druck, der von jener „quantitativen Revolution“ in der angelsächsischen Geographie ausging. Die traditionelle Geographie war trotz ihrer weiterhin wohletablierten Herrschaft zutiefst verunsichert, denn der methodische Angriff war eingelagert in eine übergreifende, schwer fassbare, gewissermaßen rein formale Tendenz der modernen Gesellschaft – eben in Universalisierungstendenzen, die das idiographische Paradigma der klassischen Geographie bedrohten; das Besondere passte weder ins Gleichheitsprinzip noch zur experimentellen Erfahrungswissenschaft. Die mit dieser bedrohlichen Tendenz einhergehenden (modell)theoretischen Ambitionen der „modernen“ Studenten ebenso wie die dazu durchaus im Widerspruch stehenden gesellschaftskritischen Theorieansprüche der linken Studenten wurden von diesem Druck diffus getragen. In Kiel wurden die Anforderungen beider Seiten an die alte Geographie formuliert. Dass dies möglich wurde, ist dieser unterschwellig übergreifenden Verunsicherung zu verdanken, die sich die Modernisierer des Faches für eine Intervention beim Zentralverband der Deutschen Geographen zunutze gemacht hatten. Die geographische Professorenschaft war seit dieser Zusage in nervösem Aufruhr; das lag auch daran, dass *überhaupt Studenten* eine Stimme erhielten im Fach.

Der Angriff auf die geographische Institution bestand aus einer kritischen Situationsanalyse der Landschafts- und Länderkunde und den entlarvenden Ergebnissen einer Befragung zur Studienzufriedenheit der Studenten und zum Image des Faches, die Münchner Studenten durchgeführt hatten. Beides war im Heft 3 des Geografiker abgedruckt worden, verbunden mit einem süffisanten Anhang, in welchem Originalzitate aus der Landschafts- und Länderkunde zum Selbstverständnis ihrer Vertreter zusammengestellt waren.

Vom Geografiker 5 an zerbrachen dann zusehends die Koalitionen zwischen den „modernen“ und den „kritischen“ Geographiestudenten aufgrund des divergierenden Theorieverständnisses und unterschiedlicher politischer Ziele, und die kritischen Studenten spalteten sich – wie immer in dieser Zeit – in antiautoritäre (die lasen Marx und hatten Interesse an Wissenschaftstheorie) und dogmatische (die lasen Marx und hatten keinerlei Interesse an Wissenschaftstheorie). Der Geografiker wurde von den antiautoritären weitergeführt, bis er mit den „Geographischen Hochschulmanuskripten“ aus Göttingen fusionierte.

Dies ist eine grobe Linie durch die Ereignisse aus Berliner Sicht. Die Sicht der Beteiligten aus München, Frankfurt und Bonn würden dem vermutlich nicht widersprechen, aber sicher Ereignisse aus dem Leben jener modernisierungsfreundlichen Studentenfraktion hinzufügen und die Erzählung damit etwas wahrer machen. Viele Facetten und Details fehlen hier also. Sie würden das Bild von der Situation verdichten und plastischer machen. So fehlt z.B. die Kunde von der Freundlichkeit und Toleranz der Betreuerin der Kartensammlung der geographischen Institute an der FU Berlin, wo jener „Berliner Geographenkreis“ sich täglich zusammenfand und endlos diskutierte, und was dieses Residuum damals bedeutete.

### 3 Ereignisse und undeutliche Wünsche

Das Fach hat sich gewandelt, die Meinungen darüber, wie fundamental der Wandel ist, gehen auseinander. Ich gehe von einem grundlegenden Wandel aus. Die Landschafts- und Länderkunde, wie ich sie erlebt habe, gibt es nicht mehr. Davon ist nicht berührt, wieviel vom alten Paradigma auf die eine oder andere Weise mitgeschleppt und in wechselnden Formen erneuert wird. Aber diese Reste, wohlbehütet durch das alte Abgrenzungskriterium „Raumwissenschaft“, sind Verarbeitungsformen des vorhandenen Bruchs. Es sind Anpassungsformen an eine neue Situation. In dieser neuen Situation gibt es nicht mehr die „Einheit der Geographie“, die alte Professorenschaft ist verschwunden, niemand leistet sich mehr Angriffe auf die Erfahrungswissenschaft und ihr quantitatives Methodenideal, theoretisches und metatheoretisches Denken unterliegt nicht mehr dem Verdacht eines kommunistischen Angriffs, explizit linke Theorie ist zwar nicht besonders erwünscht, aber sie ist auch nicht mehr auf dem Index, und es gibt neben der Raumplanung durch die Natur- und Umweltschutzproblematik nun einen umfangreichen gesellschaftlichen Sektor, der dem geographischen Wissen entgegenkommt. „Landschaft“ kann sein, muss aber nicht; sorgsam gehütet wird noch immer die Idee des Raumes.<sup>2</sup>

Das ist eine komfortable Situation für alle kritischen und theoriebesessenen Geister in der Geographie. Es gab nach jenem Paradigmenwechsel und den Kieler Ereignissen eine ganze Anzahl von Gruppen und Personen, die im Fach nicht fraglos etabliert waren. Sie wollten schneller oder anders vorwärts mit der Geographie, kritisierten ihre Theorien oder ihr raumwissenschaftliches Paradigma. Die meisten sympathisierten mit Kiel, versuchten den Geist von damals oder das, was sie dafür hielten – gelegentlich auch explizit –, wach

<sup>2</sup>Neben diesen institutionellen und wissenschaftspolitischen Differenzen behaupte ich auch einen Paradigmenwechsel im wissenschaftstheoretischen Sinne im Hinblick auf das, was der Raumbegriff der alten und der erneuerten Geographie gesellschaftstheoretisch enthält. Allerdings gibt es die Tendenz, sich des alten Raumbegriffs immer wieder zu bedienen; das macht die Fachsituation diffus.

zu halten. Seit dieser Zeit wird der Mythos von Kiel virulent. Aber diese Geographinnen und Geographen waren (und sind) umgeben von einer Geographie, die sich geöffnet hat. Es gab Lehrveranstaltungen, in denen nicht-geographisches Wissen Eingang fand – das war zuvor, abgesehen von sehr, sehr wenigen Ausnahmen, undenkbar. Aus dem angelsächsischen Raum, Skandinavien und Frankreich gab es ein reichhaltiges Theorieangebot mit einem breiten Spektrum bis in den strukturalistischen Marxismus hinein. Man kümmerte sich nicht darum, dass es in Berlin schon eine marxistisch inspirierte Geographie gegeben hatte, als David Harvey noch sein Standardwerk der „analytischen Geographie“ („Explanation in Geography“) veröffentlichte und dort sowie danach eine kognitive Verhaltensgeographie anpries. Die jungen ambitionierten Wissenschaftler gingen in dieser Zeit dort studieren, wo die geographische Freiheit groß war. An jene Verhaltensgeographie schlossen sich an: humanistische, postmoderne, feministische, ökologische, regulationstheoretische, nicht-regulationstheoretische, konstruktivistische und was auch immer sonst noch für eine Geographie. Und es gab eine Art raumwissenschaftlicher Kritik der Politischen Ökonomie.

Auch in der deutschsprachigen Geographie stieg das theoretische Niveau sprunghaft an. Die Überlebensbedingungen für einen einigermaßen anspruchsvollen Geographiestudenten hatten sich durch diese internationale Entwicklung deutlich verbessert. Natürlich pochte das Fach immer noch auf gewisse Traditionen – eine Institution ist eine Institution – aber das Spektrum der intellektuellen Betätigungsmöglichkeiten war nun sehr groß. Vor allem war man nicht mehr ständig der Diskussion ausgesetzt, ob das, was man unter Nutzung all jener geographiefremden Theorien betrieb, „noch“ Geographie sei.

Aber der Mythos Kiel spukte weiter. Ich habe keinen von denen, die Kiel „produziert“ haben, jemals wieder von Kiel reden hören – außer, wenn sie danach gefragt wurden. Für diese Gruppe war Kiel ein – etwas skurriles – Ereignis in einem Strom von Aktivitäten, Aktivitäten, um die es *eigentlich* ging: vernünftige Wissenschaft und kritische politische Praxis. Nun aber wird Kiel zum Topos in einer Umgebung, in der sich offenbar manche nach etwas sehnen, was sie schon haben: Freiheit des Denkens. Aus diesem Widerspruch kann man vielleicht das Wesen dieses Mythos ergründen.

Wann immer ich von den Unbeteiligten und Nachgeborenen nach jener Zeit und nach der Kieler Tagung gefragt wurde, zielten die Fragen darauf ab, sich die *Situation* vorzustellen. „Was war damals los?“, „Was müsste passieren, damit so etwas noch einmal möglich wäre?“; das sind die unausgesprochenen Fragen in der Tiefe. Es geht also weder (oder doch kaum) um die Inhalte, die damals vertreten und publiziert wurden, noch um die Tagung als solche, sondern um das, wofür sie steht. Es regt sich – vom Gestus her – immer echte Neugier in den Nachfragen, aber auch eine etwas ungläubige Hilflosigkeit. Man will etwas in Erfahrung bringen, von dem man das Gefühl hat, dass es einem irgendwie auch

gehört, das man aber gar nicht kennt. Das gilt zuvorderst für diejenigen, die nun neuerlich an vorderster Front – international gut vernetzt – arrivierte geographische Theorie bilden – mehr oder weniger gut eingebettet in die immer noch träge Institution, aber gewiss nicht als gefährliche Abtrünnige oder „Nestbeschmutzer“ (wie es damals hieß) verteufelt. Niemand hat mehr Angst vor ihnen (ob sie vielleicht das vermissen?).

Aber irgendwie repräsentieren sie auch nicht das ganz normale Programm des Faches. Das liegt daran, dass dieses Fach einerseits gar kein ganz normales, einheitliches Programm mehr hat (das ist die neue Freiheit), andererseits aber doch als Institution ein (sanfter gewordener) Herrschaftsapparat ist. Und dieser Apparat muss mittels des rundumerneuerten Paradigmas das ausufernde Fach Geographie definieren und zusammenhalten. Aber das Paradigma selbst ist diffus, und es ist schick, sich um Fachabgrenzungen nicht mehr zu kümmern. Das nutzen die Querdenker, aber sie stehen zu nichts mehr quer. Sie mögen jeweils mit ihren Ansätzen und Projekten Gegnern, Neidern und Ignoranten begegnen, das ist normal in jeder Wissenschaft, aber sie haben immer auch Befürworter und institutionellen Rückhalt im Fach.

So beginnen sie sich zu fragen, wie es sich denn anfühlen würde, wenn man mit seinem kritischen Geist an die Grundfesten des Faches gelangen, an ihnen rütteln, würde; oder warum dieses Fach gelassen bleibt, keinerlei Risse bekommt, wo man doch an die Grundfesten Sprengsätze angebracht hat.

Was Unruhe stiftet, ist eine dunkle Ahnung vom Lebensgefühl der Studenten von Kiel, eine Sehnsucht nach der ganz großen Intervention. Es geht um einen exklusiveren Ort in der Institution als Mitglied einer revolutionären Tradition. Deshalb haben jene Nachfragen nach Kiel auch den Charakter einer Suche nach der eigenen – zwischenzeitlich völlig übersehenen – Herkunft. Die kann nun nur in einer geistigen Gemeinschaft bestehen, biographisch sind die Nachfolgeschichten unterbrochen. Diese Gemeinsamkeit könnte in den theoretischen Grundlagen und den politischen Urteilen bestehen. Die Texte dazu sind nachlesbar und wurden in wenigen Fällen wohl auch aufgearbeitet. Aber so nüchtern lässt sich die Nachfolgeschicht nicht klären. Denn es geht um die Situation, nicht um Theorien.

Will man sich der Situation von Kiel vergewissern, so muss man – neben der geschilderten objektiven Konstellation der Gegnerschaften und Koalitionen – sich dem Lebensgefühl, d.h. der Ereignisweise jener Ereignisse anzunähern versuchen; ich berichte hierbei nur über die linke Geographiestudentenschaft. Das Lebensgefühl glich einem Rausch. Es gab eine Einheit von Leben (gemeinsamen Essen, Feste, Urlaubsfahrten), politischer Agitation, Theoriearbeit, Teach-ins, Freundschaft, Diskussion, die atemlos machte. Das war ein Leben im Niemandsland, erzwungen durch die übermächtigen Gegner und gerne gewählt, weil es Spaß machte. Es war lustvoll, grundsätzlich anders zu sein – das war das antiautoritäre Lebensgefühl – und in dem Gefühl und der Gewissheit zu leben, Grundsätzliches bewirken zu können und

zu müssen. Im Zentrum standen die Lust auf Theorie und der abenteuerliche Versuch, auf dem theoretischen Niveau der jeweiligen Erkenntnisse zu leben.

Gibt es dieses Lebensgefühl heute noch im Fach? Wohl kaum. Denn es gibt nichts Grundsätzliches mehr zu bewirken. Die Geographie wurde umgekrempelt – auch und gerade zum Nutzen ihrer kritischen Geister. Man ist daher versucht zu sagen: So what? Seid doch froh und genießt die neue Zeit. Aber irgendetwas scheint nicht aufzugehen in der wohlbereinigten Situation der neuen Geographie. Andernfalls könnte der Mythos Kiel nicht immer wieder aufflackern und die Arbeit an ihm fortgesetzt werden. Das Wort Kiel weht herüber in die moderne, auch kritisch gewordene Geographie; es flattert herum, wie ein Blatt Papier im Wind mit einer verschlüsselten Nachricht aus großen Zeiten und über große Zeiten, und das hat nichts damit zu tun, ob es wirklich große Zeiten waren. Für jene, die dabei waren, waren es – mit manchem Auf und Ab – große Zeiten, aber das kann nur für sie gelten.

Dass Kiel nicht einfach nur Geschichte sondern auch ein Mythos ist, das hat etwas mit der Zeit danach und mit der Situation der anspruchsvollen Geographen in der heutigen Geographie, jenen, die am Mythos arbeiten, zu tun. Ihre Wünsche sind nicht konkret, es sind Imaginationen in einem undeutlichen Raum. Keiner will – vernünftigerweise – irgendwohin zurück oder aber wirklich auf irgendeinen Umbruch hinwirken. Man lebt nicht schlecht in der Geographie. Trotzdem wendet sich der Blick mit neugieriger Trauer zurück auf jene unbekanntenen Studenten von Kiel, von deren Kampf man gehört hat, aber eigentlich nichts weiß.

Was aber ist die treibende Kraft dieser merkwürdigen Sehnsucht? Persönlich, gewissermaßen psychologisch, ist sie nicht zu erklären; sie erfasst ja die unterschiedlichsten Biographien und fachlichen Selbstverständnisse. Ich vermute, dass es an der guten alten klassischen Geographie liegt. Der Mythos von Kiel besteht aus der Suche nach einer Herkunft. Diejenigen, die die Landschafts- und Länderkunde abgeschafft haben, hatten ihre Herkunft dort. Und sie wussten, warum sie damit brechen wollten. Sie haben es getan, und ihr neuer Ort war dieser Kampf sowie die Reflexion der guten Gründe für die Abkehr von der Heimat. Die Abkehr bestand in metatheoretischen Verständigungen mit dem Gegner, politischer Kritik der Fachgeschichte, usw. Anders ergeht es den Nachgeborenen. Die leben in einer Welt theoretischer Moden, die die Geographie erfassen und wieder verlassen. Einen Ursprung haben sie nicht, es sei denn sie imaginierten einen. Das klassische Paradigma, das keiner mehr will, übt nun seine Macht von weitem aus. Es bewirkt, dass es etwas bedeutet, einer großen Vergangenheit anzugehören. Große Geographen gibt es heute nicht mehr in der modernen Geographie; es gibt „wichtige“ Geographen – für die jeweilige Mode. Ein großer Geograph war Alexander von Humboldt, das gilt auch für die modernen Geographen. So sind sie insgeheim an das gebunden, was sie überwunden haben. Aber sie haben die Landschafts- und Länderkunde gar nicht überwunden. Das waren andere. Die von damals, in Kiel. Zu

denen gehört man, wenn man moderne Geographie irgendeiner Provenienz mit kritischem Bewusstsein betreibt und inmitten der Inflation der zeitgemäßen Geographien eine Tradition beanspruchen können möchte – so wie die Geographen der alten Zeit eine hatten. Diesen Anspruch wird kaum einer eingestehen, denn es ist fortschrittlich und karrierewirksam, inter-, trans-, multidisziplinär, mit offenem Ohr für jede Art von „neuen Ansätzen“ zu arbeiten – egal, ob das jemand Geographie nennt oder nicht. Aber dennoch: Der Mythos von Kiel existiert ja offenkundig. Er besteht aus dem Versuch, sich einer Herkunft zu versichern, welche die großen Geographen noch einschließt sowie zugleich und vor allem im großen Umbruch verwurzelt ist. Fragt man nach Kiel, dann stellt man die Frage danach, wie es wohl wäre, wenn man im Alten und Neuen verwurzelt wäre. Denn nur im Alten, das will keiner, und nur im Neuen, das ist man schon – aber wurzellos. Für die „Kieler“ war der Mythos eine Erfahrung von Wirklichkeit. Hätte man diese Erfahrung, würde der Mythos irgendwie wahr, könnte man guter Dinge „Geograph“ sein, nicht nur irgendein moderner kritischer Wissenschaftler. Aber Mythen sind Imaginationen; sie werden nicht wahr. Man kann nur an ihnen weiterarbeiten.

Das sind nun alles Eindrücke von meinen Begegnungen mit denen, die Kiel nicht erlebt haben und dennoch nicht davon lassen können. Es folgen daraus Spekulationen über das, was sie bewegt, mögen sie es wissen oder nicht. Das ist mein Mythos von der Zeit nach Kiel.

Nachtragen muss ich etwas zur Vervollständigung der alten Ereignisse: obwohl Beteiligter an den Ereignissen, die der Mythos meint, war ich nicht in Kiel anwesend; die Berliner Studenten waren gar nicht dort. Der Text wurde von anderen verlesen.